4.528 WÖRTER MIT
MELIKA UND NAIKA FOROUTAN

»Wir sind gerne Quote.«

30. Oktober 2020, Berlin. Ein verregneter Vormittag im Stadtteil Wedding an der Grenze zu Berlin-Mitte. Gewöhnlich flanieren hier Touristen auf den Spuren des ehemaligen Verlaufs der Berliner Mauer, heute sind kaum Menschen unterwegs. Passend dazu ist das »Ost-West-Café«, das die Schwestern Melika und Naika Foroutan als Treffpunkt vorgeschlagen haben, schon kurz vor dem November-Lockdown überraschend geschlossen. Statt zwischen DDR-Exponaten findet das Gespräch mit der Schauspielerin Melika und der Politikwissenschaftlerin Naika Foroutan daher im nüchternen Ambiente der Kaffeebar gegenüber statt. Was einem lebendigen Austausch nicht im Weg steht. Man spürt die Vertrautheit zwischen den Schwestern, die einander stets aufmerksam zuhören, ebenso wie ein ehrliches Interesse an der Arbeit der jeweils anderen.

INTERVIEW: PATRICK WILDERMANN | FOTOS: PAULA WINKLER

Haben Sie einen besonderen Bezug zum Ost-West-Café? Früher stand dort noch ein Trabbi vor der Tür…

Naika Foroutan: Das Café war eines der ersten, das hier auf dem ehemaligen Mauerstreifen eröffnet hat. Es versucht den Brückenbau zwischen den Bezirken, ist aber von der Mitte-Seite nie wirklich angenommen worden. Diese Straße bleibt einfach eine Grenzstraße zwischen dem Wedding und Alt-Mitte. Schon vor dem Mauerfall haben hier im Wedding, wie auch in Kreuzberg, vor allem migrantische Arbeiterinnen und Arbeiter gewohnt. Das hat sich auch nicht verändert, die sind immer noch da. Und sie haben bis heute wenig Berührung mit dem mittelschichts-bürgerlichen Publikum auf der anderen Seite in Mitte. Die Grenzlinie verläuft jetzt weniger zwischen Ost und West, sondern zwischen migrantisch und nicht-migrantisch, Schicht und Klasse.

Sind solche unsichtbaren Grenzen für Sie generell spürbar in der Stadt?

Naika: Natürlich ist Berlin eine segregierte Stadt. Klar ist Zehlendorf ein reiches Viertel, klar sind Marzahn und Hellersdorf arme, abgehängte Bezirke. Die Viertel in Berlin sind wie eigene Städte und von den Sozialstrukturen her sehr unterschiedlich.

Melika Foroutan: Wir wohnen in Mitte, aber die Einzugsschule meines Sohnes liegt im Weddingteil. Ich kenne viele Eltern, die ihre Kinder dort nicht hinschicken wollten, einige haben darüber nachgedacht, sich bei Freunden in Mitte als Zweitmieter eintragen zu lassen, nur um diese Schule zu umgehen. Ich finde das absurd. Oft werde ich auch gefragt: Warum lässt du deinen Sohn dorthin gehen?

Naika: »Warum tust du dem das an?!?«

Melika: Bis hin zu: »Das ist aber ein tolles Sozialexperiment!« Ich entgegne dann, dass mein Sohn kein Experiment ist. Wir haben tolle Erfahrungen mit dieser Schule gemacht, er hat einen super Klassenlehrer und im Gegensatz zu vielen anderen hochfrequentierten Mitte-Schulen geht unsere sehr offen mit dem Thema Mobbing um, bietet effektive Strategien zur Problemlösung an und tut nicht so, als gäbe es keine Konflikte.

Über solche Schulen heißt es ja gern, sie hätten einen hohen Anteil »ausländischer Schüler«. Die Staatsangehörigkeit kann damit ja nicht gemeint sein.

Naika: Ich habe gestern Abend einen Vortrag für eine US-amerikanische Uni in Pittsburgh gehalten, in dem ich jede Menge Migrationsdaten über Deutschland liefern musste. Deswegen habe ich die Zahlen noch frisch im Kopf: Fast 40 Prozent aller Schulkinder deutschlandweit besitzen einen Migrationshintergrund, in Frankfurt am Main sind es über 70 Prozent, in Berlin über 40 Prozent. Das Interessante ist, dass 90 Prozent dieser Kinder hier geboren sind. Und wiederum die Hälfte davon hat einen deutschen Elternteil. Die überwältigende Mehrzahl der Jugendlichen also, die man auf der Straße sieht und im Kopf als Ausländer abspeichert, sind Deutsche. Das passt nur immer noch nicht in unsere Wahrnehmungskultur.

Gerade erst haben wir 30 Jahre Wiedervereinigung gefeiert. Migrantische Stimmen kommen bei solchen Gelegenheiten bis heute kaum vor, stimmt der Eindruck?

Naika: Ich glaube, die Stimmen nehmen zu. Es wird ja generell alles polyphoner, es kommen Menschen zu Wort, die zuvor mehr oder weniger unsichtbar waren. Dazu gehören übrigens auch neue ostdeutsche Akteure und Akteurinnen. Das Bild von Ostdeutschland im Westen war ja lange beschränkt auf drei Kategorien: die Bürgerrechtsbewegung, das sind aber nur ganz wenige, dann die Stasi sowie die Mitläufer. Die Menschen wehren sich aber gegen diese eindimensionalen Kategorisierungen. Und indem sie sich wehren, werden sie auch sichtbar. Für die migrantischen und die postmigrantischen Stimmen gilt das schon länger, gerade auch in der Kultur.

Aber in Leitungspositionen sind bis heute die wenigsten.

Naika: Am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung, dem DeZIM, haben wir kürzlich mit den Unis Leipzig und Görlitz eine Studie veröffentlicht, in der es um Eliten-Repräsentation ging. Wir schauten dabei auf alle möglichen Führungspositionen in Kultur, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Ostdeutsche und Migranten sind da sehr unterschiedlich vertreten. Ostdeutsche zum Beispiel nur zu zehn Prozent – obwohl sie fast 25 Prozent der Bevölkerung stellen. Wenn man glaubhaft Demokratie erzählen will, kann man solche Repräsentationslücken auf Dauer nicht hinnehmen.

Melika: Ich finde es interessant, dass erst jetzt mehr Licht auf diese *blind spots* fällt. Als ich 1998 in Berlin angefangen habe, als Frau mit Migrationsgeschichte Schauspiel zu studieren, hatte ich zwei Kommilitoninnen aus dem Osten. Da war der Mauerfall keine zehn Jahre her, aber wir haben fast nie darüber gesprochen. Osten – das war vier Jahre lang kaum ein Thema, in den Stücken, die wir erarbeitet haben, und unter uns privat nur am Rande. Das hatte was mit Ignoranz zu tun.

Naika: Du wusstest damals wahrscheinlich gar nicht, dass sie aus dem Osten kamen. Vielleicht aus Städten, die im Osten liegen. Aber die Formulierung »Die sind aus Ostdeutschland« war doch überhaupt nicht präsent. Das ist natürlich auch eine Kategoriensetzung, weil man Mecklenburg-Vorpommern auch Norddeutschland nennen könnte. Und wenn man so will, liegt Bayern weiter im Osten als Thüringen.

Melika: Mir war die Herkunft meiner Kollegen und Kolleginnen damals viel weniger bewusst als heute.

»Die Gesellschaft wird polyphoner, es kommen Menschen zu Wort, die zuvor mehr oder weniger unsichtbar waren.« – NAIKA FOROUTAN

Dafür wird die Ost-Frage jetzt umso intensiver diskutiert, drei Jahrzehnte später.

Wie haben Sie beide den Mauerfall erlebt?

Melika: Ich war zwölf, wir sind in Boppard am Rhein aufgewachsen. Das war weit weg, tief im Westen. Den Mauerfall habe ich hauptsächlich durch die Bilder im Fernsehen miterlebt. Zum Thema DDR fällt mir vor allem die Anekdote einer Reise ein, die wir mit unserem Vater unternommen haben, als die Mauer noch stand. Er ist mit uns in einen Bücherladen auf der Berliner Karl-Marx-Allee gegangen und hat gesagt: »Schaut her, hier gibt es riesige Einkaufswagen, wie wir sie nur aus Supermärkten kennen. Da seht ihr, was die Bildung hier für einen Stellenwert hat!«

Naika: Immerhin bist du gleich nach der Schauspielschule nach Leipzig gegangen und hast dort lange gespielt.

Melika: Ja, nach der West-Schauspielschule bin ich an ein Ost-Theater gegangen. Zu Wolfgang Engel. Ich habe sozusagen beide Ausbildungen genossen. Wir Schauspielschülerinnen aus dem Westen brachten eine große Bewunderung für den Unterricht an den Ostschulen mit. Der stand für eine hohe handwerkliche Qualität. Nach Leipzig zu gehen, in einem reinen Ost-Ensemble zu spielen – das war schon etwas, womit ich ein bisschen angeben konnte.

Naika, Sie haben in einer Studie die Erfahrungen von Migranten und Ostdeutschen verglichen und viele Parallelen entdeckt. Sie schreiben darüber auch in dem Buch »Die Gesellschaft der Anderen«, das Sie zusammen mit der ostdeutschen Schriftstellerin Jana Hensel verfasst haben. Die Resonanz auf Ihre Untersuchung war beachtlich.

Melika: Es gab und gibt aber auch viele Stimmen, die sich total dagegen wehren, diesen Vergleich anzustellen!

Naika: Und zwar von beiden Seiten. Aus migrantischen Communities kam der Vorwurf, dass damit die rassistischen Erfahrungen von Migrantinnen und Migranten nivelliert würden. Was überhaupt nicht der Fall ist – auf die Ungleichheiten wird deutlich verwiesen. Ich bin Politikwissenschaftlerin, wir arbeiten viel mit Analogien, das ist ein analytisches Werkzeug für uns. Aber ein Vergleich ist logischerweise keine Gleichsetzung. Das lässt sich jedoch im öffentlichen Diskurs nur schwer vermitteln. Wir haben jedenfalls eine breit angelegte Umfrage gestartet und festgestellt, dass sich viele Stereotype überschneiden. Wobei ich noch dazu sagen muss, dass wir nicht allgemein nach Migranten gefragt haben, sondern speziell nach muslimischen Migranten.

Und welche Stereotype treffen beide Gruppen?

Naika: Das am meisten Gehörte ist: Die jammern immer nur und stellen sich als Opfer dar – das wird analog gegenüber Ostdeutschen und Muslimen geäußert. Der Punkt ist aber, dass Stereotype weniger über die Gruppe aussagen, auf die sie projiziert

»Veränderung muss man sich erkämpfen.« – MELIKA FOROUTAN

werden, sondern mehr etwas über diejenigen sagen, die sie gebrauchen. Wir verwenden so viel Zeit auf soziale Erklärungen von Minderheiten – statt einmal den Blick zu heben und über die Privilegiensicherung und Machtstrategien der nicht-migrantischen Mehrheitsgesellschaft zu reden. Jedenfalls wird neben dem Jammervorwurf sowohl Ostdeutschen als auch Muslimen vorgehalten, sich nicht genug vom Extremismus abzugrenzen.

Melika: Faul zu sein, sich nicht genug anzustrengen.

Naika: Und schließlich, nicht im heutigen Deutschland angekommen zu sein. Das zeigt ja schon: Das heutige Deutschland ist in der Vorstellung vieler offenbar immer noch die alte westdeutsche Bundesrepublik.

Die Mehrheitsgesellschaft bestimmt die Perspektive. Der Theatermacher René Pollesch hat mal gesagt, wenn er in einem Stück die Regieanweisung »Ein Mann betritt die Bühne« schreibt, dann denken fast alle automatisch an einen weißen Heterosexuellen. Da steht aber nur »ein Mann«.

Melika: Aber das verändert sich gerade sehr! Wir machen wirklich Schritte nach vorn. Bei den Oscars, dem wichtigsten Filmpreis der westlichen Welt, gibt es jetzt eine Klausel, wonach Preise nur noch an Produktionen vergeben werden dürfen, die Diversität abbilden. Jahrelang gab es Kritik, die Oscars seien zu weiß und es änderte sich trotzdem nichts, weder vor noch hinter der Kamera. Es blieb immer nur bei guten Vorsätzen und Beteuerungen. Jetzt ist Diversität nicht mehr verhandelbar. Das führt natürlich zu Abwehr und Konflikten. Aber das ist nicht schlimm: Im Streiten darüber verändert sich oft auch die eigene Perspektive zu alten Gewohnheiten.

Kann man Gesellschaft mit Klauseln verändern? Sobald irgendwo Quoten eingeführt werden, gibt es sofort die Diskussion, ob nicht allein die Leistung zählen sollte.

Melika: Als ob immer die Leistung dafür entscheidend wäre, warum jemand da ist, wo er ist. Es gibt beispielsweise in Führungsetagen des öffentlichen Dienstes mehr Menschen, die Thomas heißen, als es Frauen gibt. Thomas ist sicher kein Leistungskriterium – aber es deutet darauf hin, dass man Menschen eben auch nach Ähnlichkeit befördert. Aber noch mal: Kritik ist wichtig! Man kann ja nicht davon ausgehen, dass man etwas vorschlägt und sofort alle uneingeschränkt damit einverstanden sind. Veränderung muss man sich erkämpfen. Dass Frauen wählen dürfen und es den Acht-Stunden-Tag gibt, das war vor hundert Jahren auch noch undenkbar. Ich freue mich über Widerspruch, niemand soll das Gefühl haben, er dürfe nicht sagen, was er denkt. Man kann über alles streiten, am Ende gewinnt das bessere Argument.

Was, glauben Sie, wird sich konkret bei den Oscars ändern?

Melika: Die Preise sind immer an die gleichen Leute gegangen, und es hieß dann, tja, deren Leistung war ja auch gut. Jetzt bekommen auch Menschen eine Chance, sich zu zeigen, die vorher keine Möglichkeit dazu hatten, weil sie gar nicht in die Position kamen, ihre Leistung überhaupt zeigen zu können. Dafür müssen andere jetzt ein bisschen Platz machen. Klar, das fällt schwer, zu teilen ist nicht für alle Menschen leicht. Aber man kann ja auch nicht wirklich einen

Preis mit Stolz tragen, wenn man sich bewusst macht, dass ein großer Teil der Konkurrenz gar nicht zum Rennen antreten durfte. Ich habe zuletzt länger im Ausland gearbeitet und dabei Zeit gefunden, ein paar Serien von früher noch mal zu schauen. »Friends« zum Beispiel. Da ist mir aufgefallen, wie homogen die besetzt sind, darüber habe ich damals überhaupt nicht nachgedacht. Heute wirkt das auf mich total unrealistisch, eine Gruppe junger New Yorker, ihre Freunde und Bekannte, alle weiß, das war auch in den 80er-Jahren schon keine Realität mehr. Aber die echte Diversität bildete sich eben nicht in Serien ab. Netflix, HBO und Amazon haben heute Diversitätsklauseln. Entsprechend bilden ihre neuen Produktionen das ab, was die Gesellschaft in Wirklichkeit darstellt und die Zuschauer auch so erleben. Die Öffentlich-Rechtlichen hören jetzt auch so langsam die Glocken läuten. Aber ein großer Teil hat mitunter Angst vor diesen Veränderungen.

Davor, Privilegien zu verlieren?

Naika: Im Kulturbetrieb kann man Leistung nicht standardisiert messen. Kunst ist immer auch ein subjektives Kriterium. In anderen Feldern aber schon. Und da stellt man fest, dass dieser Leistungsmythos – dass wir also in einer Meritokratie leben, in der nichts außer Leistung zählt – an vielen Ecken und Enden nicht stimmt. Wir untersuchen das in der Forschung mit sogenannten Korrespondenztests: Man schickt identische Bewerbungen an Unternehmen und tauscht nur den Namen, das Geschlecht oder die Religion aus – teilweise auch nur die Stadtgebiete oder die Schule, von der jemand kommt. Trotz identischer Vita werden Menschen mit einem ausländisch klingenden Namen seltener zu Bewerbungsgesprächen eingeladen. Eine Kollegin von mir hat eine Studie durchgeführt, bei der sie dasselbe Foto einer Frau verwendet hat – einmal nannte sie sie Sandra Bauer, einmal Meryem Öztürk, einmal ließ sie sie ein Kopftuch tragen.

Das Ergebnis kann man sich vorstellen.

Naika: Kollegen aus Mannheim haben eine Studie mit Diktaten durchgeführt, die auch im Netz zu finden ist: »Max versus Murat«. Sie haben Lehrkräften Diktate mit identischen Fehlern geschickt und festgestellt, dass Murat regelmäßig schlechter bewertet wurde als Max. Das sind Momente, die den Leistungsmythos infrage stellen, und zwar objektiv. Diejenigen, die von Diskriminierung betroffen sind, spüren zwar subjektiv, dass sie schlechter behandelt werden, weil sie eine Migrationsgeschichte haben oder weil sie ein Kopftuch tragen. Aber sie können es nie nachweisen. Es bleibt ein Rest Unsicherheit, ob das nicht doch Einbildung ist, ob sie nicht doch weniger leisten. Und das macht diese Menschen noch ein Stück kleiner und unsicherer. Was dann reale Folgen für ihre Leistung hat.

Und deswegen sind Sie für Quoten?

Naika: Als mein Institut vor ein paar Tagen die erwähnte Studie über Ost-Eliten vorgestellt hat, hieß es: Was ist denn daran neu? Und das stimmt, die Zahlen waren erschreckend unneu. Aber genau das ist die Botschaft. Die letzte Elitenstudie wurde in Deutschland 1995 durchgeführt. Damals schlossen die Autoren mit der Feststellung, dass Ostdeutsche in ungefähr zehn Prozent der Elitenpositionen vertreten seien, sich die Verhältnisse aber in den kommenden Jahrzehnten sicher angleichen würden. 25 Jahre später zeigen wir: Nichts hat sich verändert! Darauf zu warten, dass Parität sich von alleine einstellt, ist eine politische Illusion.

In Porträts über Sie heißt es oft anerkennend: »Sie spielt nicht die Quotenmigrantin.« Indem man das immer betont, verhindert man ja auch Normalität.

Naika: In Deutschland wird die Quotendebatte einfach sehr schlecht geführt, vor allem die über die Frauenquote. Ich war neulich mit Linda Teuteberg auf einem Panel, der FDP-Generalsekretärin also, die von Christian Lindner so öffentlich zur Seite geschoben wurde.

In seiner Abschiedsrede widmete Lindner ihr den Altherrenwitz, für den er von der Zeitschrift »Emma« zum »Sexist Man Alive« gekürt wurde.

Naika: Genau, und sie betonte in dieser Runde mehrfach, sie wolle ja keine Quotenfrau sein. Ich aber bin gerne Quote. Weil ich weiß: Wenn ich einmal drin bin, kann ich andere nachholen. Deswegen bin ich gerne Quotenfrau, Quotenmigrantin, Quotenmuslima, Quotenmutter, was auch immer.

Melika: Nach der Devise von Toni Morrison: Wenn du in einer Position bist, in der du Macht hast, dann ist es deine Aufgabe, andere nachzuholen.

Naika: Und wenn man selbst weiß, dass man Leistung bringt, muss man sich auch nicht den Vorwürfen aussetzen, die mit der Quotendiskussion verbunden sind. Wir arbeiten alle verdammt hart.

Melika: Es gibt genügend Menschen, die das Privileg haben, sich nicht andauernd beweisen zu müssen. Andere stehen unter dem Druck, immer doppelt so viel zu geben.

Ist Ihnen das von klein auf vermittelt worden, dass Sie sich mehr anstrengen müssen als Schulfreundinnen mit Namen Schmidt?

Naika: Ja, unsere Erziehung ist schon sehr leistungsorientiert gewesen.

Melika: Ich kann mich erinnern, dass auf der Schauspielschule ein Lehrer zu mir gesagt hat:

AKTUELLE FILME UND SERIEN VON MELIKA FOROUTAN

Auf der diesjährigen Berlinale war Melika Foroutan in »Pari« zu sehen, dem Spielfilm-Debüt des iranisch-griechischen Regisseurs Siamak Etemadi. Sie spielt hier eine Mutter, die sich auf die Suche nach ihrem in Athen verschollenen Sohn begibt. Jüngst hat sie außerdem »Mediterraneo« abgedreht, einen Film des spanischen Regisseurs Marcel Barrena (»100 Meters«). Dieser erzählt – basierend auf wahren Begebenheiten – die Geschichte der NGO »Open Arms«, die sich für die Rettung Geflüchteter im Mittelmeer einsetzt. Der Kinostart ist für 2021 geplant. Ab Februar 2021 ist Foroutan zudem in der deutschen Netflix-Serie »Tribes of Europe« zu sehen. Diese spielt in einem Europa der Zukunft, das nach einer globalen Katastrophe in Mikrostaaten zerfallen ist, die einander bekriegen.

»Deutschland ist in der Vorstellung vieler immer noch die westdeutsche Bundesrepublik.«

– NAIKA FOROUTAN

DIE GESELLSCHAFT DER ANDEREN

Das jüngste Buch der Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan ist im Dialog mit der ostdeutschen Schriftstellerin Jana Hensel entstanden und kürzlich im Aufbau Verlag erschienen. Die beiden kennen sich, seit Hensel ein Interview mit Foroutan über ihre Studie zu ostdeutsch-migrantischen Analogien geführt hat. Nun tauschen sie sich in acht Kapiteln über Ähnlichkeiten in ihren Biografien, die gesellschaftlichen Versäumnisse seit der Wiedervereinigung, die Prägungen, die sie in Berlin erfahren haben, und nicht zuletzt über das Jahr 2020 aus.

»Ich will dir ja nicht jegliche Illusionen rauben, aber weil du nicht in die deutsche Sprache hineingeboren wurdest, wirst du es schwer haben, am Theater Karriere zu machen.« Wenn man so etwas hört, kann man entweder aufgeben – oder man strengt sich eben doppelt an, um es allen zu zeigen.

Naika: Ich kann mich noch erinnern, dass du an einer Schauspielschule mit der »Iphigenie« vorgesprochen hast – und dir gesagt wurde, als Nichtdeutsche könntest du das Stück nicht fühlen. Darüber habe ich mich damals wahnsinnig aufgeregt.

Melika: »Und an dem Ufer steh ich lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Und gegen meine Seufzer bringt die Welle nur dumpfe Töne brausend mir herüber.«

Naika: Die gesamte Jury bestand übrigens nur aus Männern, auch das weiß ich noch. Als wenn diese Männer die Iphigenie besser fühlen könnten. Und als was genau sollte Melika die Iphigenie nicht fühlen können? Als Frau, als Migrantin, als Iranerin? Die Perserin ist der Griechin doch näher als jene bewertenden Männer in der deutschen Jury!

Wenn es um Ihre Familiengeschichte geht, beschränken sich die Berichte meist auf eine »abenteuerliche« Flucht aus dem Iran.

Melika: Wenn man das einmal erzählt hat, lesen es natürlich andere Journalisten und greifen es dankbar auf. In erster Linie hatte unser Vater eine Fluchtgeschichte. Naika, unser Bruder und ich sind mit unserer Mutter nach Frankfurt geflogen, dort mit dem Auto abgeholt worden und nach Boppard gefahren. Unser Vater ist tatsächlich nachts und zu Fuß, mit Schlepper, durch drei Länder geflohen. Wir wussten über Wochen nicht, wo er ist und ob er es schafft. Aber wir haben definitiv keine Geschichte, die man gleichsetzen könnte mit der von Menschen, die 2015 in europäische Länder gekommen sind.

Naika: Es existieren ja sehr viele Stereotype über den Iran. Viele sagen auch nicht Iranerin, sondern Perserin, weil es irgendwie exotischer klingt.

Melika: Viele Iraner selbst sagen, sie seien Perser, weil sie das spannender finden. Weil es nach 1001 Nacht klingt, nach Scheherazade und Schleiertanz.

Naika: Nach Schah.

Melika: Nach Miniröcken und offenen Haaren, eben nicht nach Fundamentalismus, Kopftuch und Mullahs.

Naika: Wir machen uns darüber lustig, weil es so klingt, als würde man zu den türkischstämmigen in Deutschland sagen, sie seien Osmanen.

Melika: Geboren in Konstantinopel!

Wann werden die Klischees ärgerlich?

Melika: Wenn ich zum Beispiel in Drehbüchern unnötige, peinliche Nacktszenen moniere, die ich selbstverständlich nicht spielen möchte. Und dann als erstes Argument aus dem Ärmel gezaubert wird: »Deine Kultur untersagt dir das wohl?!« Dann frage ich zurück: »Was für eine Kultur meinst du? Die Kultur einer Frau, die sich dagegen wehrt, sich sinnlos vor der Kamera auszuziehen?« Es ist zum Gähnen, sich immer gegen dieses Argument verwahren zu müssen.

Naika: Das Argument verknüpft sich mit dem Bild des unterdrückerischen muslimischen Patriarchen, der sich in seiner Ehre verletzt fühlt. Oft wirst du doch gefragt, ob dein Vater dir das verbietet. Und kein Mensch kommt auf den feministischen Spin.

Melika: Dabei war das ein Rat meines Vaters, der über eine große Menschenkenntnis verfügt. Er hat mir nach der Schauspielschule ein paar Tipps mit auf den Weg gegeben, einer davon war: »Der einzige Mensch, der über deinen Körper bestimmt, bist du selbst. Wenn du etwas möchtest, machst du es. Wenn nicht, dann sagst du Nein. Sei immer selbstbestimmt.«

Naika: Der Iran ist bekannt wegen seiner Filmkunst. Ich würde mal behaupten, in den vergangenen 30 Jahren ist kein großes Festival ohne einen iranischen Beitrag ausgekommen. Wohingegen man wahrscheinlich die deutschen Kandidaten auf internationalen Festivals etwas mühsamer suchen muss. Der Iran hat aber auch eine starke Szene von Bildender Kunst und Malerei. Sowohl etabliert als auch subkulturell. Das ist wenig bekannt.

Melika: Obwohl ich langsam auch keine Lust mehr habe, das ständig zu betonen. Als ich ein Teenager war und die Rede darauf kam, woher ich stamme, habe ich immer gesagt: »Aus Iran – aber aus einer sehr westlich orientierten Familie, mein Vater hat in Paris Film studiert.« Das mache ich nicht mehr. Ich denke mittlerweile: Mein Gott, wenn das Einzige, was ihr mit dem Iran verbindet, Bärte und Tschadors sind und ihr nicht Bescheid wisst, dass es daneben weiterhin Kunst, Poesie, Literatur, Theater gibt…

Naika: …, Internet, Mobilität und Widerstand...
Melika: …, dann fangt an, euch zu bilden!

Haben Sie auch die generelle Diskussion um Heimat satt? Es gibt von der Soziologin Bilgin Ayata das schöne Zitat: »Wir dürfen uns nicht damit aufhalten, schönere, pluralistischere Versionen von Heimat zu finden. Wir müssen Zugehörigkeit ent-heimatisieren und grenzenlos und unverschämt bleiben.«

Naika: Das Postmigrantische ist – genauso wie die Postmoderne mit ihrem »anything goes« – ambivalent. Auf der einen Seite kann man sagen, texte mich nicht mehr mit fremder Heimat zu, Heimat ist fluid und nicht an Grenzen und Orte gebunden. Aber das hat auch eine Kehrseite. Die »Black Lives Matter«-Bewegung zum Beispiel ist zwar mit dem folgenden Statement verbunden: »Hier ist die Heimat. Und die braucht Gleichberechtigung.« Sie intoniert aber genauso: »Es gab mal eine andere Heimat für Schwarze Menschen. Und die wurde durch Kolonialisierung zerstört. Also stellt euch der Verantwortung!« Wenn man Heimat also nicht sichtbar macht, indem man sie aus der Versenkung holt, dann kann man Debatten über aktive Formen von Ent-Heimatisierung und Unterdrückung nicht führen.

Und wenn man sie dann sichtbar gemacht hat?

Naika: Dann geht man das Risiko ein, dass sie auch von Leuten vereinnahmt wird, die damit ein »back to the roots« verbinden: zurück zum alten Deutschland, in dem die Migranten alle noch nicht da waren. Man kann natürlich sagen, überall ist Heimat und man braucht sie nicht mehr zu benennen, weil alle ja dazugehören. Oder man betont die Differenz: In Berlin leben Menschen aus 198 Ländern. Ich kann diese Länder auch benennen und sichtbar machen. Es ist so lange etwas Besonderes, bis es etwas Normales wird. Das ist ein Prozess. Darin liegt auch der Konflikt von Identitätspolitik im Moment.

Inwiefern?

Naika: Die einen sagen: Indem man so stark die Anliegen verschiedener Minderheiten betont, bekommt man kein Gemeinschaftsgefühl hin. Und die anderen halten dagegen: Um die Gemeinschaft hinzubekommen, muss man erst mal die Ungleichheiten zeigen. Und dafür muss man die Gruppen sichtbar machen.

Und dann kommt Boris Palmer und beschwert sich darüber, dass in den Werbespots der Deutschen Bahn die Menschen nicht mehr alle blond sind.

Melika: »Welche Gesellschaft soll das abbilden?«, hat er gefragt. Und meinte offenbar nicht die deutsche.

Naika: Diese Debatte paart sich ja mit anderen Gleichheitsdiskussionen, über Sprache und Gender zum Bespiel. Was auf den Anfang unseres Gesprächs zurückführt: Man hat sich an Dinge gewöhnt, und es ist immer schwierig, die eigenen Gewohnheiten zu verlassen. Die Studierenden bei uns an der Uni sprechen mittlerweile so selbstverständlich das Binnen-i mit – also Schauspieler*innen –, dass man sich irgendwann komplett daran gewöhnt.

Melika: Ich höre manchmal im Radio, wie Menschen den Gendergap sprechen, ich muss mich daran noch gewöhnen, es ist eine Umstellung. Aber der Sinn, weshalb so gesprochen wird, leuchtet mir ein. Sprache ist fluid, passt sich an, erkämpft sich neues Gebiet, ist erfinderisch, ist Ausdruck von Veränderung. Wir sagen heute ja auch nicht mehr »Fräulein« oder »mir dünkt«. Es ist seltsam, dieses Bedürfnis danach, Sprache einfrieren zu wollen.

Naika: Ich erinnere mich an einen Unfall an einer Kreuzung hier ganz in der Nähe. Als ich nach Hause kam, habe ich meinen Kindern erzählt: Um die Ecke war ein Unfall, da sind jetzt ganz viele Polizisten. Und meine Tochter fragte ganz erstaunt: »Und keine Polizistinnen?« Und wie gesagt, die geht im Wedding zur Schule, da wird nicht überall eine gendergerechte Sprache gepflegt. Aber mir wurde klar: Das generische

ZUR PERSON

Naika Foroutan wurde 1971 in Boppard am Rhein geboren, lebte dann elf Jahre in Teheran, bis sie den Iran 1983 zusammen mit ihrer Familie verließ und zurück nach Deutschland siedelte. An der Universität zu Köln hat sie Politikwissenschaft, Romanistik und Islamwissenschaft studiert und später in Göttingen über »Inter-zivilisatorische Kulturdialoge zwischen dem Westen und der islamischen Welt« promoviert. Zwischen 2008 und 2013 hat sie das Forschungsprojekt HEYMAT geleitet – eine Abkürzung für »Hybride europäisch-muslimische Identitätsmodelle«. Von 2014 bis 2018 war Naika Foroutan stellvertretende Direktorin des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung. Seit 2017 leitet sie das Deutsche Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM). Sie ist verheiratet und hat drei Kinder.

ZUR PERSON

Melika Foroutan wurde 1976 in Teheran geboren. Sie hat in Köln Philosophie, Englisch und Geschichte studiert, bevor sie von 1999 bis 2003 ihre Schauspielausbildung an der Universität der Künste in Berlin absolvierte. In der Spielzeit 2003/2004 war sie am Schauspiel Leipzig engagiert. Im Fernsehen wurde sie unter anderem als Kommissarin Sylvia Henke in der ausgezeichneten Krimiserie »KDD – Kriminaldauerdienst« bekannt. 2008 spielte sie die Hauptrolle in der Frank-Schätzing-Verfilmung »Die dunkle Seite«, im selben Jahr war sie in Wim Wenders' »Palermo Shooting« auch im Kino zu sehen. Eine weitere TV-Rolle, für die sie viel Anerkennung bekam, war die der alkoholkranken, düster umflorten Ermittlerin Louise Boni. Foroutan ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Maskulinum ist einfach unklar.

Wie gehen Sie mit der Erschöpfung um, gegen die immer gleichen Vorurteile und Zuschreibungen anzureden?

Naika: Die einzige Strategie, um Erschöpfung zu verarbeiten, ist, das Thema komplett pädagogisch zu betrachten. Sich vorzunehmen: Ich gehe jetzt in diesen Raum, halte einen Vortrag und leiste damit ironisch gesagt »Entwicklungshilfe«. So wie Lehrkräfte wahrscheinlich müde sind, immer wieder mathematische Formeln zu erklären und zu sehen, viele Kinder begreifen es nicht. Die Lösung kann nicht sein, damit aufzuhören, die Formeln zu lehren. So ist das auch mit den Debatten um Migration oder Islam – die meisten wissen zu wenig darüber, fühlen sich aber befugt, zu allem eine Meinung zu haben. Wie beim Fußball. Das erzeugt Müdigkeit. Aber man muss anders herangehen: Diejenigen, die aversiv sind, sind wirklich oft erschreckend unwissend. Natürlich sind sie in rassistischen Wissensstrukturen aufgewachsen, mit einem ziemlich eingeschränkten Weltbild. Da muss man im Vortrag versuchen, die Hand zu reichen, um sie hochzuziehen in diese neue Welt.

Melika: Beruflich spüre ich mittlerweile deutlich, dass ich Vorteile aus meinen zwei Heimaten ziehen kann und auch aus den etwas anderen Geschichten, die jetzt erzählt werden möchten. Ich habe vor einem Jahr einen Film mit einem iranischen Regisseur gedreht, »Pari«, in dem ich eine iranische Frau aus einem religiösen Kontext gespielt habe, danach kamen Rollen auf arabisch, österreichisch, deutsch und englisch. Jetzt kommen Angebote, die es früher in dieser Vielfalt für mich und viele meiner Kolleginnen nicht gab.

Naika: Oder der Film »Wiener Blut«, den du zuletzt gemacht hast – der könnte aktueller nicht sein. Darin geht es um einen islamistischen Anschlag in Wien…

Melika: …und darum, wie sich Rechtsradikale und Islamisten zusammentun, um die bürgerliche Mitte auszuhebeln, zu radikalisieren. Ich spiele eine Staatsanwältin, in diesem Fall eine Ägypterin.

Es wird ja gerade viel debattiert, ob die Linke zu wenig den Mund gegen Islamismus aufmacht. Unter anderem haben das Sascha Lobo und Kevin Kühnert angemahnt.

Melika: Wir haben 2020. Spätestens seit Sarrazin habe ich gefühlt Hunderte Topthemen in den abendlichen Talkshows der öffentlich-rechtlichen Sender gesehen, die sich in irgendeiner Form um Islamismus, Terroranschläge, Muslime und Kriminalität gedreht haben. Sodass schon Stimmen laut wurden: Gibt es nicht auch andere Themen? Ich folge auf Twitter einer weitestgehend linken Bubble, und ich kann das wirklich nicht bestätigen, dass bei islamistischen Terroranschlägen das große Schweigen im Walde herrschen würde. Ich habe jedenfalls sofort das Bedürfnis, mich darüber zu äußern, weil die Angst und die Vergiftungen schrecklich sind, die der islamistische Terror plant und umsetzt, und weil mich das zutiefst verstört.

Naika: Wo dieses Argument einen Bruchpunkt hat, den ich nicht verstehe: Es gibt eine klassische Orientierung der Linken gegen hegemoniale Strukturen. Aber der Islamismus ist in Deutschland nicht hegemonial. Wir haben keine islamistische Partei in diesem Land, kein islamistisches Wählerpotenzial, das Mehrheiten organisieren könnte. Es gibt keine islamistischen Lehrkräfte an deutschen Schulen oder in der Polizei.

Es gibt auch keine islamistischen Chatgruppen bei der Bundeswehr.

Naika: Genau, deshalb geht der Vorwurf gegen die Linke in meinen Augen fehl. Ein anderer Punkt ist komplett nachvollziehbar: Man fühlt sich unwohl, wenn man für die Emanzipation von Minderheiten eintritt, aber nicht leugnen kann, dass diese auch kriminelle Akteure in ihren Reihen haben. Die Gruppe, für die man sich engagiert, schert dann aus dem Konsens aus, sich als gutes Opfer zu verhalten. Das hat aber nichts mit Links oder Rechts zu tun. Das geht einem katholischen Christen genauso, der sich in seiner Gemeinde engagiert, die katholische Kirche verteidigt – und dann mitbekommt, wie die Kirche auf die Missbrauchsfälle reagiert. Das heißt aber nicht, dass sich ein

»Wenn du in einer Machtposition bist, dann ist es deine Aufgabe, andere nachzuholen.« – MELIKA FOROUTAN

Katholik erst einmal von Pädophilie und Missbrauch distanzieren müsste, bevor man ihn als legitimen Diskussionspartner akzeptiert.

Stimmt der Eindruck, dass Islamismus und islamistischer Terror gerade mit aller Macht zurückkommen?

Naika: Sie waren ja nie weg, sondern höchstens in den letzten zwei Jahren durch die Debatten über Rechtsradikalismus überlagert. Und es gibt nun einmal quantitativ sehr viel mehr gewaltbereite Rechte als Islamisten und deswegen ist es richtig, da stärker draufzuschauen. Man darf aber nicht glauben, die islamistische Gefahr sei verschwunden. Die Ideologie des Islamismus, die sich etwa in Frankreich auch gegenüber einem aktiven muslimfeindlichen Milieu hochschaukeln kann, bietet jederzeit die Möglichkeit zur massiven Radikalisierung

Dass etwas permanent auf der Agenda steht, heißt ja nicht, dass es auch richtig diskutiert wird. Führen wir die Debatten über Rechtsradikalismus, die wir brauchen?

Naika: Wir waren kürzlich als Wissenschaftlerinnen zu einem Hearing beim Kabinettsausschuss gegen Rechtsextremismus und Rassismus eingeladen, der von der Kanzlerin und dem Innenminister eingesetzt wurde. Ein wirklich hochrangig besetztes Gremium. In seiner Begrüßung hat Horst Seehofer gesagt, wir alle in diesem Raum könnten nicht annähernd einschätzen, wie hoch die rechte Gefahr im Moment sei. Überall in diesem Land seien Menschen in jedem Moment bereit, zu terroristischen Taten zu schreiten. Ich kann mich nicht erinnern, dass ein Innenminister schon mal so deutliche Worte gefunden hätte. Es haben ja tatsächlich alle um ihr Leben zu fürchten. Terror kann jeden treffen. Islamisten hassen auch Muslime, die sich nicht nach ihrem Weltbild richten. Und Rechtsextreme hassen am allermeisten die deutschen »Teddybären-Werfer« und »Gutmenschen«, wie sie Menschen nennen, die für Willkommenskultur eintreten. Anders Breivik hat 79 norwegische Kinder sozialdemokratischer Eltern getötet, weil er glaubte, sie würden die Tür für Migranten öffnen. Der Hass trifft am Ende die ganze Gesellschaft. Das müsste viel stärker diskutiert werden.

Melika: Wovon Terror lebt, ist Gegenterror. Auch das sollte man mitdenken. :::